

Schaffen wir die Integration? : Podium Pestalozzianum 2009

Autor(en): **Steiner-Khamsi, Gita / Meier-Rust, Kathrin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sonos / Schweizerischer Verband für Gehörlosen- und
Hörgeschädigten-Organisationen**

Band (Jahr): **104 (2010)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-923997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schaffen wir die Integration? - Podium Pestalozzianum 2009

Über 200 Personen nehmen am Abend des 20. November 2009 an der Pädagogischen Hochschule Zürich am spannenden von der Stiftung Pestalozzianum organisierten Podium mit Publikumsbeteiligung zum Thema „Schaffen wir die Integration?“ teil. Unter der fachkundigen Leitung der Bildungsexpertin von Radio DRS II, Cornelia Kazis, halten Roger de Weck, Publizist aus Zürich und Berlin, Winfried Kronig, Professor für Heilpädagogik an der Universität Fribourg und Gita Steiner-Khamsi, Professorin für Comparative & International Education an der Columbia University New York, je ein 15-minütiges Referat mit einem Beitrag unseres Bildungssystems zur gesellschaftlichen Integration.

Zu Beginn spricht Roger de Weck zum Thema „Integration in die Wissensgesellschaft“. Er nimmt als ersten grossen Aspekt, der die heutige Zeit präge, Bezug auf die Wissensgesellschaft, die vor allem auf der Schule und den Medien basiere. Integration beruht nach seiner Sichtweise auf den drei Pfeilern Rücksicht, Weitsicht und Einsicht. Im Zusammenhang mit Rücksicht nimmt er Bezug auf die soziale Marktwirtschaft, die darauf ausgerichtet sei, Rücksicht auf die Schwächeren zu nehmen. Die soziale Marktwirtschaft bilde das Fundament dafür, dass sich alle Menschen die lebensnotwendigen Ressourcen aneignen könnten. Bei der Einsicht gehe es darum, dass Konflikte vermieden werden könnten. Die Weitsicht erfordere mündige Bürgerinnen und Bürger. Nur so könne Integration effektiv umgesetzt werden. Als Träger der Wissensgesellschaft bezeichnet de Weck die Lehrkräfte. Er weist darauf hin, dass die Lehrer und Lehrerinnen in den letzten Jahren stark in die Enge und Defensiv getrieben worden seien. Bei den Medien moniert de Weck, dass sie sich heute fast nicht mehr an die Bürger, sondern fast ausschliesslich nur noch an die Konsumenten wenden würden. Die Lernwelt sei langsam, die Medienwelt demgegenüber hektisch.

Dezidiert macht de Weck geltend, dass es keine schnelle Integration gebe. In der Medienwelt stehe der Effekt im Vordergrund. Sie neige zu schwarz-weiss. Die Lernwelt neige dazu, zu differenzieren.

Als zweiten grossen Faktor in unserer heutigen Zeit kommt de Weck dann auf den Wechsel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft zu sprechen. Er weist darauf hin, dass es mehr Medien gebe, als überhaupt Stoff vorhanden sei. So würden künstliche Wirklichkeiten erfunden - und beispielsweise „reality tv“ gemacht. Die Lernwelt sei demgegenüber das pure Gegenteil der Medienwelt.

Als dritten grossen Umbruch, der unsere heutige Zeit massgeblich beeinflusse, bezeichnet de Weck den Neoliberalismus und Neokonservatismus, der 10 Jahre nach 1968 durch Margret Thatcher eingläutet worden sei. Die Massenmedien seien mit dem Neoliberalismus zu PR-Instrumenten verkommen. Die heutige Zeit sei gekennzeichnet von der ökologischen Revolution auf der einen Seite und der Globalisierung auf der anderen Seite. In der Gesellschaft fänden zwei Bewegungen statt. Einerseits der Internationalismus und andererseits der Rückzug ins Private.

Die grossen politischen Revolutionen im Ostblock, die zur Aufgabe des Kommunismus geführt haben, hätten ein Vakuum hinterlassen, in welches die Populisten gestossen seien, die mit Demagogie und willkürlicher Vereinfachung auf das Gegenteil des aufklärerischen Prinzips ausgerichtet seien.

Hoffnungsvoll stimmt das Schlussvotum de Wecks: „Bei der Lernwelt geht es darum, Geister zu öffnen.“

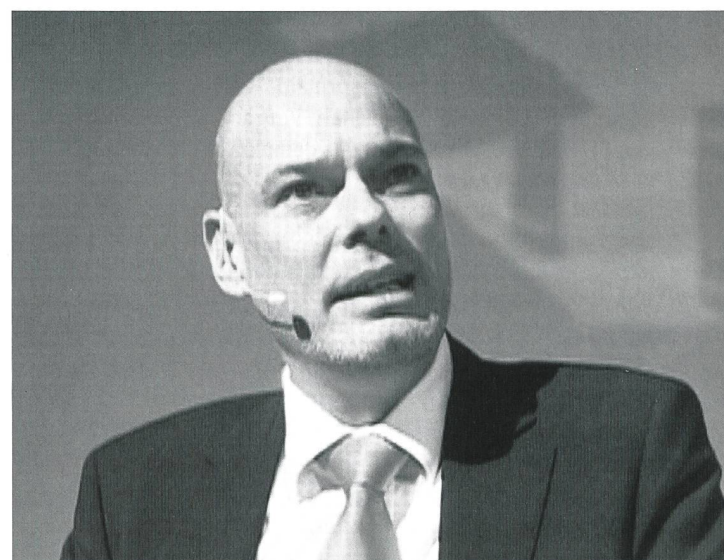


Roger de Weck

alle Fotos: Urs Stauber

Nach seinen interessanten Ausführungen erhält Winfried Kronig Gelegenheit sich Gedanken zur Pädagogik zu machen. Sein Referat trägt den Titel „Ideeller Wert und instrumenteller Nutzen von Bildung“.

Winfried Kronig ist ordentlicher Professor an der Universität Freiburg. Er hat mehrere empirische Studien zu Fragen des Bil-



Winfried Kronig, Professor für Heilpädagogik, Universität Fribourg.

dungserfolgs und zur Leistungsselektion publiziert. Eine seiner früheren Publikationen wurde von der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft mit dem 1. Förderpreis für wissenschaftliche Publikationen ausgezeichnet.

Sein Referat nimmt stark Bezug auf einen vor ca. zwei Jahren von ihm veröffentlichten populärwissenschaftlichen Artikel, der im vpod-Sonderheft zum Thema Bildung für alle im Jahre 2005 erschienen und im Jahre 2007 auch im Schulblatt des Kantons Zürich abgedruckt worden ist. Der Beitrag von Kronig ist interessant und geeignet, zu diesem komplexen Thema ein abgerundeteres Bild zu vermitteln. Deshalb wird dieser Text von Prof. Kronig im Folgenden wiedergegeben.

Irrtümer der Selektion- über die Tücken eines hierarchisch gestuften Bildungssystems

Unter dem Schleier des Leistungsprinzips

Wie wird man in der Schule erfolgreich? Diese Frage muss auf den ersten Blick irritieren. Sind es doch die individuell erbrachten Leistungen, die über den Erfolg eines Schülers oder einer Schülerin entscheiden sollen. Gute Lernergebnisse führen nicht nur zu guten Noten, sondern berechtigen auch zum Besuch von weiterführenden Schulen. So soll verhindert werden, dass Einzelne zum Beispiel nur aufgrund ihrer Herkunft unverdiente Ansprüche auf privilegierte Positionen erheben. Dieses Leistungsprinzip gilt gegenüber seinen historischen Vorgängern, etwa dem Geburtsrecht, als demokratisch und sozial gerecht.

Das Bildungssystem verwendet einen beträchtlichen Aufwand, um das Leistungsprinzip nach Aussen zu dokumentieren. Nimmt man beispielsweise an, dass jeder Schüler nur eine einzige Leistungsbewertung in lediglich vier Schulfächern pro Semester erhält, werden allein in Schweizer Volksschulen jährlich etwa 6,5 Millionen individuelle Leistungsbewertungen vergeben. Aber hinter diesen vielfachen Belegen für eine scheinbar gerechte und gerechtfertigte Belohnung von guten Leistungsergebnissen gibt es einige grundlegende Zweifel an der vordergründigen Plausibilität des Leistungsprinzips.

Zunächst einmal scheint es fraglich, was genau da bewertet wird. Bereits einfachste didaktische Modelle legen nahe, dass der



Aufmerksam verfolgt das Publikum das Referat von Prof. Kronig.

Schüler nicht allein für seinen Lernstand verantwortlich zu machen ist. Vielmehr scheint die individuelle Leistung aus einem komplexen Zusammenspiel von Schüler, Mitschüler, Lehrperson und Lernstoff zu entstehen. Wie anders könnte man die langjährige Diskussion über Unterrichtsqualität und Schulentwicklung verstehen? Wie anders müsste man die Bemühungen um eine Verbesserung der Ausbildung von Lehrpersonen erklären? Offensichtlich werden in diese Faktoren zu recht viel Zeit und Geld investiert. Denn es sind nachweislich wichtige Bedingungen für die Leistungen der Schüler. Wenn sie aber am Lernergebnis beteiligt sind, müsste man sie dann nicht auch bei der Leistungsbewertung berücksichtigen.

In eine einfache Frage gefasst: bewertet die Schule nicht mit jeder Note jeweils auch ihre eigene Leistung? Eine wichtige Voraussetzung für einen fairen Leistungswettbewerb wären ausserdem vergleichbare Startbedingungen. Mit dem ersten Schultag nehmen die Bildungskarrieren aber nur scheinbar einen gleichen Anfang. In Wirklichkeit ist der eigentliche Start weit vorverlegt, hat der Wettlauf um eine erfolgreiche Bildungskarriere längst begonnen. Der anfängliche Vorteil einiger Schüler wird im Lauf der Bildungsbiographie noch verstärkt. Denn je besser ein Schüler im Vergleich mit den anderen abschneidet, umso günstiger ist die Ausgangsposition für den nächsten Vergleich. In den meisten Schulklassen nehmen die Abstände zwischen leistungsschwachen und leistungsstarken Schülern im Lauf eines Schuljahres zu (vgl. Kronig 2005). Mit den ungleichen Startbedingungen fliessen aber genau jene Faktoren in den Wettbewerb ein, welche das Leistungsprinzip überwinden sollte: das soziale und familiäre Umfeld.

Solche Widersprüchlichkeiten wird die Schule kaum auflösen können. Aber unabhängig von diesen grundsätzlicheren Problemen müsste ein Bildungssystem, das sich so deutlich dem Leistungsprinzip verpflichtet, glaubhaft nachweisen können, dass dieses nicht notorisch verletzt wird. Aber schon einfache bildungsstatistische Analysen fördern eine Reihe von Kuriositäten zu Tage.

Der Wohnort entscheidet mit ...

Was muss man können, um in eine Sekundarklasse übertreten zu dürfen? Und ab welchem Leistungsstand reicht es nur mehr für die Realklasse? Die Antwort fällt völlig unterschiedlich aus, je nachdem wo man die Schule besucht. Während es in einem Kanton schon genügt, besser als die schwächsten 10 Prozent der Mitschüler zu sein, muss man in einem Kanton schon besser als 40 Prozent der Mitschüler sein. Es gibt wahrscheinlich keine pädagogische Massnahme die kurzfristig einen derartigen Leistungsunterschied bewirken könnte.

Ähnlich gross sind die regionalen Schwankungen auch bei Kindern und Jugendlichen aus Familien, die in die Schweiz immigriert sind. Deshalb kann man unmöglich sagen, um wie viel grösser die schulischen Misserfolge der Immigranten im Vergleich zu den Schweizern sind. Es kommt sehr darauf an, in welchem Kanton man sich gerade befindet. Die kantonalen Unterschiede in den Anforderungen sind sogar so gross, dass für die Mehrheit dieser Schüler der Wohnkanton mindestens ebenso stark über den Erfolg entscheidet wie das Herkunftsland. Konkret: Die Quote der erfolgreichen Schüler aus dem Balkan ist in manchen Kantonen grösser als die Quote der

erfolgreichen Schüler aus Italien in anderen Kantonen und umgekehrt.

Bei den lernbehinderten Schülern sind die Unterschiede noch viel augenfälliger. Es gibt Kantone, in denen das Risiko an eine Sonderklasse überwiesen zu werden, um ein Vielfaches höher ist als in den Nachbarkantonen. Angeblich klare Konturen zwischen Regel- und Sonderklassenschüler verwischen deshalb zusehends.

Mit individuellen Fähigkeiten sind diese Befunde nicht mehr zu erklären. Es ist nicht so, dass die Selektionsstrukturen des Bildungssystems einer Region an die Fähigkeiten angepasst werden. Vielmehr werden die Fähigkeiten auf die bestehenden Strukturen verteilt. Da diese Strukturen von Ort zu Ort unterscheiden, braucht es nicht überall die gleichen Leistungsfähigkeiten, um erfolgreich zu sein.

Die Mehrheit sind ‚Grenzfälle‘

Eine der messbaren Folgen der regional unterschiedlichen Selektionspraxis ist die, dass es viele Schüler mit vergleichbaren Fähigkeiten gibt, die aber einen anderen Schultyp besuchen. Eine Untersuchung mit rund 2000 Schülerinnen und Schüler aus der deutschsprachigen Schweiz belegt, dass dies nicht nur einige wenige betrifft, wie das der gebräuchliche aber offensichtlich unangemessene Begriff der ‚Grenzfälle‘ erahnen lässt. Für mehr als zwei Drittel aller Schüler gilt, dass es irgendwo in der Deutschschweiz ein Schulkind mit einem vergleichbaren Leistungsstand gibt, das aber einen anderen Schultyp (Sekundar- bzw. Realklasse) besucht als er selbst (Kronig 2005, vgl. auch die Reanalyse von PISA-Daten bei Zutavern; Brühwiler & Biedermann 2002).

Man muss annehmen, dass hier das Leistungsprinzip gravierend verzerrt ist. Denn für alle diese Schüler war offensichtlich nicht nur die individuelle Leistung bestimmend für ihre Bildungskarriere.

Leistungsfremde Faktoren

An den Selektionsgrenzen wird sichtbar, dass nicht nur der Zufall des Wohnorts eine verfälschende Rolle spielt. Geschlecht, soziale Herkunft und nationalstaatliche Zugehörigkeit entscheiden ebenfalls über den Bildungserfolg. Mit Längsschnittunter-

suchungen ist es möglich zu zeigen, wie wichtig diese Faktoren sind. Selbst bei gleichen Leistungen in den Kernfächern Mathematik und Sprache, können sie die Wahrscheinlichkeit einer positiven Selektion um das Zweifache erhöhen (vgl. Kronig 2005).

Aus dem „katholischen Arbeitermädchen vom Lande“ (Dahrendorf 1965) ist inzwischen der ausländische Junge im Ballungszentrum geworden, der selbst bei guten Leistungen deutlich geringere Chancen auf Erfolg hat.

„Ein grosser Fisch im kleinen Teich“

Was sich in den groben Strukturen des Bildungssystems zeigt, ist auch im einzelnen Klassenzimmer zu beobachten. Vor allem trifft man hier auf das Problem, dass die Note eines Schülers unmittelbar von der Leistungsfähigkeit seiner Mitschüler abhängt. Im Extremfall belegen unterschiedlich starke Schulklassen die gleiche Bandbreite auf der Notenskala, obwohl die besten Schüler der einen Klasse einen tieferen Leistungsstand haben als die Leistungsschwächsten der anderen. Bedingt durch die Klasse als Bezugsgrösse kann eine bestimmte Leistung mit einer 4, sie kann aber auch mit einer 6 bewertet werden (vgl. Kronig 2005). Die einzelne Leistungsbewertung beinhaltet also die spiegelverkehrte Leistungsfähigkeit der Schulklasse. Dieser von Marsh (1987) in einem anderen Zusammenhang treffend als „grosser Fisch im kleinen Teich“ bezeichneten Effekt schmälert den Vergleichswert von Leistungsbewertungen. Ingenkamp (1989) gehörte im deutschen Sprachraum zu den ersten, die deutliche Zweifel an der Vergleichbarkeit von Zeugnisnoten geäussert haben. Sobald schulische Leistungsbewertungen das Klassenzimmer verlassen, sind sie für jegliche Vergleiche absolut untauglich. Dennoch dienen sie als Grundlage für die überregionale Selektion.

Abschliessende Bemerkungen

Die im Eingang zu diesem Beitrag gestellte Frage ist wohl kaum abschliessend zu beantworten. Aber immerhin zeigen die skizzierten Probleme, dass es durchaus berechtigt ist zu Fragen, wie Bildungserfolge eigentlich entstehen. Die Literatur zur Bildungsforschung ist reichhaltig an Belegen, dass sehr wahrscheinlich nicht nur die individuelle Leistung entscheidend

ist. Zufälle und Privilegien führen immer wieder zu dramatischen Abweichungen vom Leistungsprinzip, auf das die Schule so viel Wert legt. Die Auswirkungen sind nicht nur ungerecht für die Verlierer des Bildungswettlaufs. Die durch die Systemeingemeinheiten provozierte Unsicherheit in der Selektionspraxis wird auch die Gewinner kaum zufrieden stellen, solange sie sich nur vage auf ihre erbrachte Leistung berufen können.

Literatur-Verzeichnis:

- Dahrendorf, R. (1965): Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik. Hamburg: Nannen.
- Ingenkamp, K. (1989): Diagnostik in der Schule. Beiträge zu Schlüsselfragen der Schülerbeurteilung. Weinheim: Beltz.
- Kronig, W. (2007): Die systematische Zufälligkeit des Bildungserfolgs. Theoretische Erklärungen und empirische Untersuchungen zur Lernentwicklung und zur Leistungsbewertung in unterschiedlichen Schulklassen. Bern: Haupt.
- Marsh, H. W. (1987): The big-fish-little-pond effect on academic self-concept. Theoretical and empirical justification. In: Educational Psychology Review, 77-171.
- Zutavern; Brühwiler & Biedermann (2002): Die Leistungen der verschiedenen Schultypen auf der Sekundarstufe I. In: EDK & BFS (Hrsg.): Bern, St. Gallen, Zürich: Für das Leben gerüstet?
- Kantonaler Bericht der Erhebung PISA 2000. Neuchâtel: EDK / BFS, 63-76

Professionalisierung der interkulturellen Pädagogik

Auch Gita Steiner-Kahmsi erhält an der Podiumsveranstaltung vom 20. November 2009 noch Gelegenheit, ihre Gedanken zum Thema Integration zu äussern. Ihr Referat trägt den Titel „Wem dient die Professionalisierung der interkulturellen Pädagogik?“. Gita Steiner-Kahmsi ist Professorin für vergleichende Erziehungswissenschaften an der Columbia University in New York. Sie wurde in Iran geboren, wuchs in Basel auf und studierte Sozialpsychologie in Zürich. Von 1979 bis 1988 war sie Leiterin des Bereichs Interkulturelle Pädagogik bei der Bildungsdirektion des Kantons Zürich. Seit 1995 lehrt und forscht sie mit Schwergewicht «policy studies» in New York.

Ihre Forschungsarbeit und ihre Stossrichtung, auf welche sie in ihren Darlegungen Bezug nimmt, kommen sehr gut in einem am 8. Dezember 2008 in der NZZ am Sonntag erschienen Interview zum Ausdruck, das deshalb nachfolgend abgedruckt wird.



Gita Steiner-Khamsi

Zwei Schultypen sind genug

Die Schweizer Bildungsforscherin Gita Steiner-Khamsi forscht in New York und vergleicht Schulsysteme auf der ganzen Welt. In Sachen Reform hält sie die Schweiz für viel zu kompromissbereit.

NZZ am Sonntag: Die nationale Auswertung der letzten Pisa-Studie zeigt einmal mehr das alte Bild: Der Abstand zwischen den besten und den schlechtesten Schülern ist bei uns besonders gross, und das schlechte Abschneiden ist mit Fremdsprachigkeit gekoppelt. Was sagt eine Forscherin, die Bildungssysteme weltweit vergleicht, dazu?

Gita Steiner-Khamsi: Man geht in der Schweiz ganz einfach zu wenig systematisch um mit der Problematik der fremdsprachigen Schüler. Das war schon so, als ich noch auf der Bildungsdirektion in Zürich arbeitete. Inzwischen gibt es aber drei Pisa-Studien, die eigentlich immer dasselbe zeigen: Ein relativ grosser Anteil von Schülern kann am Ende der obligatorischen Schulzeit kaum lesen und steht in Mathematik und Naturwissenschaften auf den untersten Niveaus - und diese schwache Leistung ist mit dem sozioökonomischen Hintergrund gekoppelt und nicht mit der Begabung. Dagegen müsste man längst viel gezielter vorgehen.

Und wie sollte dies geschehen?

Es geht um die Frage, wie die Qualität von Schule speziell für die Benachteiligten verbessert werden kann. Zum einen ist es da

wichtig, das Phänomen der Restschule zu vermeiden: eine Schule also wie in Deutschland die Hauptschule oder im Kanton Zürich die Sek C, in der nur noch die schwächsten Schüler versammelt sind. Auf der Oberstufe sind zwei Niveaus absolut genügend.

Das würde für uns heissen: zwei Schultypen neben dem Langzeitgymnasium?

Ach ja, in der Schweiz gibt es ja auch noch das Langzeitgymnasium! Es hiesse also: höchstens zwei Oberstufen-Typen neben dem Gymnasium. Aber eine drei- oder mehrgliedrige Oberstufe neben dem Gymnasium - das kommt schon fast einer Diskriminierung von fremdsprachigen Schülern gleich. Das ist aus der gesamten Bildungsforschung längst bekannt, doch in der Schweiz dürfen Gemeinden und Kantone noch immer wählen, wie sie ihre Oberstufe gestalten wollen. Man ist in der Schweiz darin unglaublich kompromissbereit.

Immerhin sollen mit dem Projekt Harnos nun Basisstandards eingeführt werden, um sicherzustellen, dass alle Schüler das Niveau der Grundanforderungen erreichen.

Standards sind nicht schlecht. Zum einen mildern sie die Abhängigkeit von der Lehrperson, denn es kann sichtbar gemacht werden, wenn ein Lehrer nicht gut unterrichtet. Standards bedeuten ja nichts anderes, als Lehrer in die Verantwortung für das Lernen ihrer Schüler einzubinden. Dann sind Bildungsstandards eine Voraussetzung für die freie Schulwahl - auch diese ist eine gute Sache, muss aber sorgfältig reguliert werden.

Was meinen Sie mit reguliert?

Die Schulwahl darf auf keinen Fall mit Bildungsgutscheinen für Privatschulen gekoppelt werden - es hat mich schockiert, dass so etwas in der Schweiz überhaupt

diskutiert wird. Dadurch würde die öffentliche Schule untergraben, es entstünden Restschulen für die weniger privilegierten Schichten. Ebenso muss bei der freien Schulwahl genau festgelegt werden, dass ein bestimmter Teil der Schüler einerseits aus dem Quartier und zweitens aus weniger privilegierten Schichten kommt, denn sonst entstünden durch die freie Schulwahl hermetisch abgeschlossene Oberschicht-Schulen.

Der Staat müsste also Quoten festlegen?

Ich weiss natürlich, dass das Wort Quote in der Schweiz ein Tabu darstellt. Aber wenn man sozial benachteiligte Schüler fördern will, gibt es schlicht keinen anderen Weg: Man muss diese Kinder und Jugendlichen gezielt suchen und fördern. Barack Obama wäre nie Präsident geworden ohne gezielte kompensatorische Förderung: Das Scheidungskind mit ausländischem Vater ist nach dem Highschool-Abschluss in Hawaii in einem völlig unbedeutenden College in Kalifornien gelandet. Dort haben ihn die Minderheiten-Rekrutierer der Columbia University aufgespürt und nach New York geholt. Ohne den Bachelor von der Columbia University aber wäre Obama nicht nach Harvard gekommen. Vieles läuft schlecht im amerikanischen Schulsystem - aber die gezielte kompensatorische Förderung wird hier sehr ernst genommen, und dies seit Jahrzehnten.

Wir sollten also begabte albanische und tamilische Kinder aufspüren?

Genau. Vor allem sollte man sie ganz gezielt dazu animieren, selbst Lehrer und Lehrerinnen zu werden. Die zweite Ausländergeneration gehört in den Lehrerberuf, ihre Vorbildfunktion ist sehr wichtig.

Schweizer Eltern wollen, dass ihre eigenen Kinder möglichst erfolgreich und ungestört von schwächeren lernen.

Natürlich. Es geht aber nicht um die Eltern, sondern um die Schüler. Und dass Schülern eine gewisse Heterogenität zugute kommt, das ist doch nun wirklich inzwischen bekannt.

Auch viele Schweizer Lehrer bestehen auf einem stark gegliederten System.

Auch das ist natürlich. Lehrer lieben möglichst homogene Klassen, sie wollen jede Schwierigkeit irgendwohin delegieren - in der Primarschule in den Stützunterricht und in die Sonderklassen, auf der Oberstufe in einen anderen Schultyp. Das Resultat ist ein Lehrer-orientierter Unterricht. Was wir brauchen, ist aber der Schüler-orientierte Unterricht. Im Grunde genommen brauchen gute Schüler aus gebildeten Elternhäusern die Lehrer gar nicht. Die öffentliche Schule muss für die Kinder da sein, die diese Chancen nicht mitbringen.

Die OECD wollte mit dem Pisa-Vergleich die westlichen Länder aufrütteln. Ist das gelungen?

Auf alle Fälle. Aus Sicht der Bildungsforschung sollte jedes Jahr ein Pisa-Jahr sein! Und der Schock, den Pisa in Ländern wie Deutschland und der Schweiz auslöste, war eine grosse Chance: Damals sprachen alle davon, wie es nun ganz anders werden müsse. Doch dann hat sich leider nicht viel geändert. Bildungsstandards zum Beispiel wären auch ohne Pisa gekommen. Standards führen aber nur zu einer Kontrolle der Qualität, nicht zu einer Qualitätssteigerung. Es ginge darum, die Qualität zu steigern, speziell für die Benachteiligten.

„Barack Obama wäre nie Präsident geworden ohne eine gezielte kompensatorische Förderung.“

Und wie soll diese Qualitätssteigerung erreicht werden?

Das ist die eigentliche und schwierige Frage. In New York gibt es deshalb den Versuch, sozial schwache Schüler direkt für gute Leistungen zu belohnen, indem ihnen Handy-Minuten bezahlt werden. Doch so weit muss man in der Schweiz sicherlich nicht gehen, die Schulen sind ja im Prinzip gut. Es geht darum, Potenzial zu entdecken und zu fördern und Schwächen gezielt zu kompensieren. Ich denke, in zwanzig Jahren wird man auch in der Schweiz so weit sein. Das ist aber schade, denn es bedeutet wieder eine verlorene Generation.

Interview: Kathrin Meier-Rust

Die Podiumsteilnehmer im Austausch mit dem Publikum.



Cornelia Kazis

An der anschliessenden sehr kompetent durch Cornelia Kazis moderierten Podiumsdiskussion, an welcher sich auch das Publikum beteiligt, werden einige ganz wichtige Rahmenbedingungen für das Gelingen von Integration erwähnt. Steiner-Khamsi bezeichnet die Gerechtigkeit bei den Zugängen zu Bildungseinrichtungen als essentiell.

De Weck hält es für das Gelingen von Integration für enorm wichtig, dass Selbstbewusstsein geschaffen werde. Er erwähnt hierzu noch speziell als bedeutsames Stichwort die Weltbürgergesellschaft.

Integration wird an diesem Abend vor allem im Zusammenhang mit ausländerpolitischen Gegebenheiten durch- und beleuchtet. Aber auch anderswo spielt Integration eine eminent wichtige Rolle, nämlich bei der Eingliederung von Menschen mit einer Behinderung.

Der ausgebildete Heilpädagoge Kronig nimmt in seinem Schlussvotum Bezug zur Frage, wie sich die Heilpädagogik verän-

dere, wenn sie keine Sondersystem mehr sei. Er legt dar, dass Heterogenität bei der Heilpädagogik schon sehr lange - seit Pestalozzi nämlich - ein Thema bei den Heilpädagogen sei, dies im Gegensatz zur 'gewöhnlichen' Pädagogik. Integrationspädagogik sei eine über der Separation angesiedelte relativ neue Disziplin, meint er und dass sich durch die integrative Beschulung die Zahl der lernbehinderten Kinder verdopple.

Die sonos-Redaktion wird demnächst mit Prof. Kronig Kontakt aufnehmen und versuchen von ihm ein spezielles Statement hinsichtlich einer gelingenden Integration von hörgeschädigten und gehörlosen Kindern und Jugendlichen zu bekommen.

[lk]

Links zu den gefilmten Referaten:

www.pestalozzianum.ch/content-n20-sD.html
www.pestalozzianum.ch → projekte → podium pestalozzianum)

Dieser Link führt zu einer Eigenproduktion der PH, die DVD ist in ihrer Bibliothek ausleihbar:

https://biblio.unizh.ch/F/?local_base=UZHo1&con_lng=GER&func=find-&find_code=SYS&request=001763201

